

Die Elementenlehre in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*

Martin
Stingelin

Universität Basel

Für Reimar Klein

In seiner verzweifelten Lage als jüdischer Kulturkritiker am Vorabend der nationalsozialistischen Machtergreifung rechtfertigte Walter Benjamin am 17. April 1931 seine methodische Solidarität mit der kommunistischen Partei seinem Freund Gershom Scholem gegenüber, der ihm zwei Wochen zuvor den Vorwurf des 'Selbstbetrugs' gemacht hatte und ihn durch einen Erklärungsnotstand in den angestammten Hafen der "Metaphysik der Sprache" (Benjamin, *Briefe* 2 526) zurücktreiben wollte, mit der Wendung: "mit einem gewissen Recht könntest du, was ich eindeutig nenne, den Höhepunkt der Zweideutigkeit nennen. Gut, ich erreiche ein Extrem. Ein Schiffbrüchiger, der auf einem Wrack treibt, indem er auf die Spitze des Mastbaums klettert, der schon zermürbt ist. Aber er hat die Chance, von dort zu seiner Rettung ein Signal zu geben" (Benjamin, *Briefe* 2 532). Noch in der größten Bedrängnis hat Walter Benjamin jene Stilsicherheit gewahrt, die auf den ersten Blick nicht sichtbare Zusammenhänge zum Ausdruck bringt: Die Notlage, die Zweideutigkeit, das Extrem und das Signal zur Rettung fallen zusammen. Nach dieser Erkenntnis will ich mich im folgenden richten.

Wer sich in die schier uferlose Flut von Sekundärliteratur zu Johann Wolfgang von Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* begibt, tut gut daran, leichtes Gepäck mitzunehmen. Ich führe an Bord nur einen Kompaß mit. Da dieser aber metaphorischer Natur ist, wird mir als

Orientierungshilfe die Metapher dienen. Die These, die ich mit ihrer Hilfe ansteuern möchte: Die Elemente – das Feuer, das Licht und Wärme spendet, während es zugleich sengt und brennt; die Luft, die uns den Atem schenkt und zugleich als Sturm bedrängt; die Erde, die den keimenden Sprößling hervortreibt und zugleich den verwesenden Leichnam unter sich begräbt, und das Wasser, das als Quell des Lebens hervorbringt, was es als Flut des Todes wieder verschlingt –, die Elemente sind das literarische Medium der Ambivalenz, der unaufhebbaren Zweideutigkeit, und das Wasser ist bei Goethe das unzählbarste unter ihnen. In den – vor allem stehenden – Gewässern von Goethes Texten haust das Dämonische. Goethe versteht darunter dasjenige, was sich durch Zufall und Zweideutigkeit auszeichnet (vgl. Puszkar und Muschg), ja im Dämonischen ist der Zufall selbst nur die eine Hälfte eines zweideutigen Januskopfes, dessen andere Hälfte die physiognomischen Züge der Vorsehung trägt: “Es glich dem Zufall, [...] es ähnelte der Vorsehung” (zit. nach Nisbet 269), ist die Formel, die Goethe dafür am Schluß seines Buches mit dem dämonischen Titel *Dichtung und Wahrheit* geprägt hat. Das Dämonische “gleicht” dem Zufall, es “ähnelte” der Vorsehung: das Dämonische liebt das Gleichnis und die Analogie, und wo Gleichnisse und Analogien zu Hilfe genommen werden, ist es nicht weit. Nichts scheint dann zu sein, was es ist; nichts ist, was es zu sein scheint, noch das Teufliche von Zufall und Zweideutigkeit kann göttlich sein und umgekehrt. Im Dämonischen vereinigen sich Sein und Schein auf undurchdringliche Weise, weshalb Goethe es begrifflich nur in Form der Negation von paradoxen Antithesen bannen kann; es ist “nicht göttlich”, “nicht menschlich”, “nicht teuflisch” und “nicht englisch” (ebd.). Unter dem Eindruck des Dämonischen, den die für unsere Vernunft und unseren Verstand undurchdringlichen Mächte wecken, die in der Natur walten, steht noch der “Versuch einer Witterungslehre”, den Goethe 1825 verfaßt hat. In dieser nachgelassenen Schrift zur Meteorologie, in der Goethe sowohl die Wolkenbildung wie die Gezeiten Ebbe und Flut auf die allen Urphänomenen eigene Polarität von Systole und Diastole, auf das Einatmen und Ausatmen des Erdkörpers zurückführt, gibt es einen Abschnitt, der ausdrücklich dem “Bändigen und Entlassen der Elemente” gewidmet ist. Goethe plädiert in diesem Abschnitt dafür, daß sich der Mensch mit der Natur versöhne, indem er sich im Kampf gegen die Willkür der Elementarkräfte ihre Gesetze zu eigen mache und nicht ver-

suche, der Natur seine Gesetze aufzuzwingen. Der menschliche Selbstbehauptungs- und Herrschaftsanspruch findet seine Grenze also in der Einsicht, "daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen", so Goethe zwei Jahre nach seinem "Versuch einer Witterungslehre", am 11. April 1827 zum Kanzler v. Müller (zit. nach Muschg 342). Unter diesen Vorzeichen also schreibt Goethe über das "Bändigen und Entlassen der Elemente":

"Es ist offenbar, daß das was wir Elemente nennen, seinen eigenen wilden wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen und ihn zu erhalten Pflicht hat, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßregeln sind keineswegs so wirksam als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegen zu stellen vermöchte, und hier hat uns die Natur aufs herrlichste vorgearbeitet und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem Gestaltlosen entgegen setzt.

Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List, im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solideszenz zwingen; als Erde, Fels oder Eis, in ihren Umfang nötigen.

Eben so unruhig möchte das Wasser die Erde die es ungerne verließ, wieder in seinen Abgrund reißen, die Luft die uns freundlich umhüllen und beleben sollte rast auf einmal als Sturm daher uns niederschmettern und zu ersticken; das Feuer ergreift unaufhaltsam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen ist. Diese Betrachtungen schlagen uns nieder indem wir solche so oft bei großem unersetzlichen Unheil anzustellen haben. Herz und Geist erhebend ist dagegen wenn man zu schauen kommt, was der Mensch dagegen getan hat, sich zu waffnen, zu wehren, ja seinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchste jedoch was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt ist gewahr zu werden was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelt gesetzlosen Wesen zu imponieren". (Goethe, "Versuch" 263-264)

Den Elementarkräften, sei es der Natur, sei es – so die extreme Zuspitzung meiner These – der Sprache, ist also nur durch jene List bei-

zukommen, die sich ihrer Gesetze bedient, ohne die Illusion zu hegen, sie dadurch überwinden zu können, also "nur bis zu einem gewissen Grade". Die Elemente der Natur und der Sprache sind die unabdingbaren Daseinsvoraussetzungen des Menschen, mit denen er sich ins Einvernehmen setzen muß wie der Seemann mit dem Wind und den Wellen, will er nicht Schiffbruch erleiden. Ich möchte dies im Kontrastverhältnis zweier Texte von Goethe zeigen, die in ihrer Entstehung eng miteinander verknüpft sind, dem bereits angesprochenen Roman *Die Wahlverwandtschaften* und der Novelle "Der Mann von fünfzig Jahren". Beide entstehen zwischen 1807 und 1808 unmittelbar gleichzeitig und waren als Novellen für den Textzyklus von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* vorgesehen. So hält Goethes Tagebuch am 11. April 1808, an dem die "Wahlverwandtschaften" zum erstenmal erwähnt werden, fest: "[Früh] An den kleinen Erzählungen schematisirt, besonders den 'Wahlverwandtschaften' und dem 'Mann von fünfzig Jahren'" (zit. nach Ritzenhoff 85). Doch während diese Novelle, "Der Mann von fünfzig Jahren", über zehn Jahre später tatsächlich Eingang in die *Wanderjahre* finden sollte, dehnte sich der Stoff der "Wahlverwandtschaften" schon bald aus und wuchs bis zu seinem Erscheinen im Jahr darauf zu einem zweibändigen Roman an. Durch ihr spiegelbildliches Verhältnis, das aus den drei zu einem See vereinigten Teichen im Roman *Die Wahlverwandtschaften* und der Eisfläche in der Novelle "Der Mann von fünfzig Jahren" gebildet wird, bleiben die beiden Texte aber miteinander in Berührung, und ihre Korrespondenzen sind ein wichtiger Teil jenes Gewebes, das Goethes Alterswerk verknüpft.

Ich habe mit der Schifffahrt und dem Zitat von Walter Benjamin zu Beginn meines Vortrags nicht zufällig eine Metapher gewählt. Die Metapher transportiert eine Bedeutung von einem Diskurs, sagen wir dem Diskurs der Naturwissenschaft, genauer der Chemie, in einen anderen Diskurs, sagen wir zum Beispiel den Diskurs der sozialen Verhältnisse, genauer der Liebe. Weil Metaphern Bedeutungen transportieren, neigen Metaphern für Metaphern dazu, sich Vehikeln zu bedienen, etwa des Schiffs oder des Autobusses, der im sogenannten modernen Griechisch wie alles, was die Transportmittel betrifft, mit dem Ausdruck *metaphorikos* bezeichnet wird (vgl. Derrida 317). Solche Metaphern für Metaphern entpuppen sich nach einer ebenso genauen wie schönen Wendung des belgisch-schweizerisch-amerikanischen

Literaturwissenschaftlers Paul de Man als "Allegorien des Lesens", als rhetorische Wendungen, in denen sich unsere Lektüre und die Bedingung ihrer Möglichkeit selbst thematisieren.

Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* verfährt anders. Er bedient sich als Metapher für die Metapher, als "Allegorie des Lesens" und des Verstehens dieser Welt, nicht eines Vehikels, sondern der Elementenlehre, vornehmlich in Form der zeitgenössischen Chemie, die sich um 1800 in einem entscheidenden Umbruch befindet, aber auch ihrer antiken und der daraus hervorgegangenen hermetischen und alchemistischen Tradition. Deshalb läßt sich auch über "Die Elementenlehre in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*" nur metaphorisch schreiben, ja das Verhängnis, das über den Figuren des Romans waltet, entspringt geradezu ihrer Verkennung des eigenen metaphorischen Sprechens und seiner Konsequenzen.

"Die Elementenlehre in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*" ist metaphorisch; das *tertium comparationis*, der Vergleichsgrund, durch den die zahlreichen Übertragungen zu ihr in Beziehung gesetzt werden, ist die Vierzahl, die seit Empedokles die Elementenlehre prägt. Durch das poetische Konstruktionsprinzip der Vierzahl wird die ambivalente Gewalt der Elemente in den *Wahlverwandtschaften* gleichermaßen entfesselt wie formal gezügelt.

Die Handlung des Romans ist denkbar einfach und gibt auf den ersten Blick scheinbar nicht mehr Rätsel auf, als einer Liebesgeschichte möglich ist: Eduard und Charlotte, zwei verwitwete Landadlige im besten Alter, leben in zweiter Ehe endlich glücklich miteinander auf einem Schloßgut, dessen nähere Umgebung ein Schloßgarten im französischen, streng geometrischen Stil ist, der in der weiteren Umgebung in eine Parkanlage nach englischem, "natürlichem" Stil überführt wird. Doch ihre Ruhe ist nicht von Dauer: Schon drängt auf Wunsch von Eduard als drittes Element der aus dem aktiven Kriegsdienst entlassene Hauptmann, ein Jugendfreund von Eduard, hinzu, der die praktischen Geschäfte auf dem Schloßgut – die Vermessung und Kartographierung der Anlage, den Bau eines Lusthauses und die Verwaltung des Bettlerwesens – organisieren und beschleunigen soll. Zum Ausgleich zieht Charlotte ihre junge Nichte Otilie bei, die bis dahin in einer Pension erzogen worden ist. Die kleine Gesellschaft unterhält sich in den Abendstunden durch gemeinsames Musizieren, Lektüre und Gespräche, in deren Verlauf sie ihre wechselnden

Verhältnisse untereinander mit der chemischen Lehre von den "Wahlverwandtschaften" vergleichen, der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung. Es kommt, wie es kommen mußte: Der stürmische Eduard verliebt sich in die willige Ottilie, Charlotte und der Hauptmann fühlen sich auf ihre gemäßigte und gesittete Weise immer mehr zueinander hingezogen. Obwohl es nicht zum Ehebruch im eigentlichen Wortsinn kommt, zeugen Eduard und Charlotte ein Kind, das ihrer Liebe zu Ottilie und dem Hauptmann entspringt:

"In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner von der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben". (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, I/11, 364)

Noch bevor Eduard von Charlottes Schwangerschaft erfährt, gesteht er ihr seine Liebe zu Ottilie. Er verläßt wie der Hauptmann das Schloß, auf dem Charlotte und Ottilie alleine zurückbleiben, und zieht in den Krieg. Dort erreicht ihn die Nachricht von der Geburt seines Sohnes, die ihn mit Charlotte wieder versöhnen soll. Eduard eilt zurück aufs Schloß, wo er an den drei zum See vereinigten Teichen das Kind mit Ottilie trifft, die er nach seinem eigenen Schwur nicht mehr sehen wollte. Ottilies Verwirrung nach der Begegnung mit dem herbeigesehten Eduard führt zu einem Unglück: Um die versäumte Zeit einzuholen, will sie auf dem Rückweg zum Schloß eine Abkürzung nehmen und über den See rudern; dabei ertrinkt das Kind, "das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses". In der Kapelle, in der es bestattet wird, werden schließlich auch Ottilie, die sich aus Trauer zu Tode hungert, und Eduard, der vom Tod überrascht wird, erst im Tod in ihrer Liebe vereinigt: "So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und Welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen" (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, II/18, 529).

Die Handlung also ist denkbar einfach: Das Schicksal bestraft einen – wenn auch nur in Gedanken begangenen – Ehebruch auf dem Fuß.

Der verwirrende kombinatorische Bedeutungsreichtum des Romans, der alle Leserinnen und Leser vor ein Rätsel stellt, entspringt dem Umstand, daß alle aus vier Elementen gebildeten Verhältnisse zu allen anderen aus vier Elementen gebildeten Verhältnissen in ein metaphorisches Verhältnis gesetzt sind. Den vier Hauptfiguren lassen sich nicht nur die vier Jahreszeiten zuordnen – Charlottes Geburtstag fällt ins Frühjahr, Otilies Geburtstag in den Sommer, Eduards Geburtstag in den Herbst und der Geburtstag des Hauptmanns in den Winter –, sondern auch die vier empedokleischen Elemente – Eduard die Erde, Charlotte die Luft, dem Hauptmann das Wasser und Otilie das Feuer –: Daraus ergeben sich die seit Aristoteles bekannten Paarungen von Luft und Frühling, Feuer und Sommer, Erde und Herbst und Wasser und Winter, denen sich die vier Temperamente Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft und Phantasie zuordnen lassen. Doch damit nicht genug, den vier Hauptfiguren lassen sich wie in einem naturwissenschaftlichen Experiment auch vier chemische Elemente – Kalk, Schwefelsäure, Gips und Kohlensäure – und die vier alchemistischen Elemente zuordnen: wieder Erde, Wasser, Luft und Feuer, die mit Hilfe eines fünften Elements, des Quecksilbers ineinander verwandelt werden sollen, um daraus ein neues Element, die “quinta essentia”, den Stein der Weisen zu gewinnen (vgl. Wiethölter und Binder).

- | | | |
|---|---|---|
| - Charlotte (Frühling → Luft) → Luftsäure [CO ²] | A | O |
| - Eduard (Herbst → Erde) → Kalkerde [CaCO ³] | B | T |
| - Hauptmann (Winter → Wasser) → Wasser [H ² O] | C | T |
| - Otilie (Sommer → Feuer) → Schwefelsäure [H ² SO ⁴] | D | O |

Das Rätsel, das *Die Wahlverwandtschaften* aufgeben, verdichtet sich bis zur Anschaulichkeit, wenn man weiß, daß *elementum* im Lateinischen ursprünglich “Buchstabe” bedeutet (vgl. Treumann 179ff.). Tatsächlich bietet der Roman im berühmten chemischen Gleichnisgespräch seiner vier Hauptfiguren im vierten Kapitel des ersten Teils, auf das ich gleich zurückkommen werde, eine aus den vier Buchstaben A, B, C und D gebildete Formel an, auf die sich als Matrix alle Verhältnisse im Roman zurückführen lassen. Da alle vier Figuren gleichzeitig mehr oder weniger sichtbar die vier Buchstaben O-T-T-O im Namen führen, die sich wiederum zu den vier Buchstaben A, B, C und D in Beziehung setzen lassen, durch die sich die Hauptfiguren im chemischen Gleichnisgespräch selbst

bezeichnen, sind alle bedeutungstragenden Elemente im Roman vielfach "überdeterminiert", das heißt ein Element trägt jeweils mehrere verschiedene Bedeutungen. "Überdeterminiert" ist ein Ausdruck aus der Freudschen Psychoanalyse, der signalisiert, worin das von den zeitgenössischen Leserinnen und Lesern nicht erkannte Rätsel von Goethes Roman eigentlich besteht. Deshalb mußte ihnen dieses Buch, dessen größte Herausforderung seine Mehrdeutigkeit ist, unverständlich erscheinen.

Die Zeugnisse des Widerstands, den die Unverständlichkeit von Goethes 1809 erschienenem Buch *Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman* bei seinen Leserinnen und Lesern geweckt hat, sind Legion. Auf Karl Ludwig von Knebels offenbar durch Übersättigung verursachte Indigestion: "Nimm es nicht übel, lieber Freund, ich kann sie nicht verdauen", reagierte Goethe, der in seinen Reden "fast räthselhaft ahnungsvoll" (Sulpiz Boisserée, zit. nach Härtl Nr. 477, 249) geworden sein soll, wenn sie auf *Die Wahlverwandtschaften* kamen, durch eine Einschränkung: "Ich habe sie auch nicht für Dich, sondern für die Mädchen geschrieben, und verdenke es Dir nicht" (zit. nach Härtl Nr. 166, 56). Der Dichter selbst wollte sein Buch als 'Bußpredigt' über das Imaginäre in Form von Matthäus 5, 28 verstanden wissen: "Wer ein Weib ansieht ihrer zu begehren pp. [der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen]". So entsprach ihm folgende Erfahrung, wie er am 7. September 1821 an Joseph Stanislaus Zauper schrieb:

"Eine sehr schöne, liebenswürdige, junge Frau gestand ihm: sie habe die *Wahlverwandtschaften* gelesen und nicht verstanden; sie habe sie nicht wieder gelesen, und verstehe sie jetzt. Mehr sagte sie nicht; aber wahrscheinlich hatte sie der innere Beichtvater, bey ähnlichen überraschenden Regungen, auf jene Erfahrungen und Folgen hingewiesen und heilsame Warnungen angedeutet". (zit. nach Härtl Nr. 494, 270)

Doch es überwog das Urteil jener Unbekannten, die das Buch "durchaus nicht billigen" konnte: "es ist wirklich unmoralisch, und ich empfehle es keinem Frauenzimmer". "Das thut mir leid, es ist doch mein bestes Buch" (zit. nach Härtl Nr. 422, 203), soll ihr Goethe entgegnet haben, der von den *Wahlverwandtschaften* behauptete, es sei das "einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben" (zit. nach Härtl Nr. 539, 327). Er

habe "viel hineingelegt, manches hinein versteckt" (zit. nach Härtl Nr. 79, 41), "mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre" (zit. nach Härtl Nr. 551, 333), weshalb Christoph Martin Wieland am 10. Februar 1810 Charlotte Geßner folgerichtig die Leseanweisung gab: "Das Buch muß (wie Goethe selbst sagt) dreimal gelesen werden" (zit. nach Härtl Nr. 328, 137)¹.

Die Vorarbeiten zu seinem Roman *Die Wahlverwandtschaften* hat Goethe absichtsvoll zerstört, ein weiteres Indiz dafür, daß die Rätselhaftigkeit dieses Buches nicht seiner Handlung entspringt, sondern dem Grad ihrer Verdichtung, die sich vor allem durch die Überdetermination von Vierheiten ergibt, deren kombinatorische Logik sich zusehends verselbständigt und dem Roman einen unbegreiflichen Sinnreichtum verleiht, für den die unüberschaubare Zahl sekundärliterarischer Arbeiten einsteht. "Die Spitze an Sinn, man spürt es, ist das Rätsel" (Lacan, "Vorwort" 7), wie der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan sich im Anschluß an Sigmund Freud ausgedrückt hat, und so überrascht es nicht, daß der sinnreichste Roman der deutschsprachigen Literatur zugleich ihr rätselhaftester Text ist. Wie die Neurose gegenüber der Psychose², zeichnet sich das Rätsel aber nach Freud durch seine 'eigentümliche Negativrelation' zum Witz aus (Freud, *Der Witz* 66): Analog zum Witz des Witzes (vgl. Weber 216-217) ist das Rätsel des Rätsels seine Technik, mit dem Unterschied, daß das Rätsel seine Technik zur Schau stellt, während der Witz sie versteckt (vgl. Freud, *Der Witz* 34). Tatsächlich ist die Technik das "offenbare Geheimniß" (zit. nach Härtl Nr. 79, 41, vgl. Benjamin, "Goethes Wahlverwandtschaften" 145-146) von Goethes *Wahlverwandtschaften*. Diesem Geheimnis kann also nur eine formale, ja buchstäbliche Lektüre (vgl. Miller) dieses Romans gerecht werden.

Sie stockt schon beim berühmten ersten Satz des Romans:

"Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – *Eduard* hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pflanzfreier auf junge Stämme zu bringen". (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, I/1, 286; Hervorhebung von mir, M. St.)

Die Wiederholung macht auf eine Differenz aufmerksam. Tatsächlich heißt Eduard wie die drei anderen Figuren des Romans, die sich nach Walter Benjamins Worten durch ihre "halbe, unentschiedene" Anonymität

(Benjamin, "Goethes Wahlverwandschaften" 169) auszeichnen, Otto³. Die Ankunft des Hauptmanns – die von Charlotte, deren Name sich zusammensetzt aus Karl und Otto, befürchtete "Dazwischenkunft eines Dritten" (Goethe, *Wahlverwandschaften*, I/1, 292), der sie sich durch den Zuzug eines Vierten, Ottilie, der weiblichen Form von Otto, zu entziehen hofft – fällt auf den mit Eduard geteilten Namenstag: "Heißt nicht einer Otto so gut als der andere?" klärt Charlotte die beiden Figuren (und damit die Leserinnen und Leser) über ihr Vergessen, ihre Verdrängung durch eine rhetorische Frage auf:

"Du erinnerst mich, sagte Eduard, an dieses jugendliche Freundschaftsstück. Als Kinder hießen wir beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten und manche Irrung daraus entstand, so trat ich ihm freiwillig diesen hübschen lakonischen Namen ab.

Wobei du denn doch nicht gar zu großmütig warst, sagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch von angenehmen Lippen ausgesprochen einen besonders guten Klang hat". (Goethe, *Wahlverwandschaften*, I/3, 302)

Ich spitze, wie gesagt, extrem zu: Als Ort des Verhängnisses, das gleichermaßen der Natur wie der Sprache entspringt, erweist sich der Eigenname, und "O-T-T-O" ist die buchstäblich zu lesende Formel, nach deren Gesetz das Experiment der *Wahlverwandschaften* sich vollzieht. Die Formel "O-T-T-O" zeichnet sich, von den Figuren unbemerkt und diesen unbewußt, im chemischen Gleichnis ab, in das diese ihre Namen übersetzen und ihre Verhältnisse zu fassen versuchen.

Goethes Roman *Die Wahlverwandschaften*, vom Autor selbst im *Morgenblatt für gebildete Stände* am 4. September 1809 anonym als Versuch angezeigt, "in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnißrede zu ihrem geistigen Ursprunge" (zit. nach Härtl Nr. 138, 51) zurückzuführen, ist zu seinem nachhaltigen Verdruß beim Publikum nicht zuletzt deshalb mit viel "Tadeln und Geschrei" aufgenommen worden, weil es nicht begreifen konnte, wie Goethe habe "2 Bände über diese chemische Sache schreiben mögen, da er ja nichts als das Bekannte, was in einem Kapitel der Chemie vorkäme, abhandle" (Friedrich Wilhelm Riemer, zit. nach Härtl Nr. 314, 128). Tatsächlich war gebildeten Zeitgenossen Goethes die Lehre von den "Wahlverwandschaften", das Wechselspiel zwischen

Kohäsion und Attraktion von Stoffen, wie es im “chemischen Gespräch” des vierten Kapitels von Teil I erörtert und am Beispiel von Kalk, Schwefelsäure, Gips und Kohlensäure auf das Verhältnis der vier Hauptfiguren Charlotte (A), Eduard (B), Hauptmann (C) und Otilie (D) übertragen wird, durchaus geläufig. Wie Jeremy Adler belegt hat, folgt der Hauptmann in seinem Vortrag sowohl im Aufbau wie in den Beispielen Johann Friedrich August Göttings *Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie* von 1798 (vgl. Adler 109). Freimütig bekennt er deshalb im Gegenwartsroman *Die Wahlverwandtschaften*, daß er dieses “Kunst-Wort” nicht besser erklären kann, als er “es etwa vor zehn Jahren gelernt” (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, I/4, 314) hat. Die Rede ist von der sogenannten doppelten Wahlverwandtschaft:

“Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe”. (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, I/4, 319)

Aufmerksamen Lesern ist allerdings früh der Widerspruch zwischen dem in diesem Gleichnis antizipierten Ergebnis und der Romanhandlung selbst aufgefallen: Die neu gebildeten gleichgeschlechtlichen Paare (AD und BC) lösen sich bald wieder auf, um neue gegengeschlechtliche Verbindungen (AC und BD) einzugehen. Die Goethe-Forschung hat versucht, diesen Widerspruch im Terminus der “konstruktiven Ironie” (Allemann 204) aufzuheben; sie soll die Aufmerksamkeit des Lesers gerade auf diese Differenz lenken. Damit entlarvt diese konstruktive Ironie aber gleichzeitig den Verblendungszusammenhang, in dem sich die Figuren bewegen. Seine Verkennungseffekte sind metaphorischer Natur – die “Wahlverwandtschaften” letztlich eine “*Metapher für die Metapher*” (Fries 100), das Gespräch über die chemische Gleichnisrede eine (von den Figuren als solche nicht durchschaute) “rhetorische Reflexion” (Fries 98, vgl. Pörksen) –, denn sie entspringen der Rückübertragung des sittlichen Gleichnisses aus dem naturwissenschaftlichen Diskurs, wo es von seiner anthropomorphistischen und narzißtischen Subjektivität scheinbar geläutert worden ist; die Metapher “Wahlverwandtschaften” wiegt die Figuren

in der Unschuld, über die Folgen, die sich aus dieser Übertragung ergeben, nicht reflektieren zu müssen, da sie vermeintlich naturwissenschaftlichen, objektiven Gesetzen unterliegen. Tatsächlich tritt von den drei Möglichkeiten, wie sich zwei Paare neu gruppieren können, die einzige ein, die von keiner der Figuren in ihrem chemischen Gleichnisgespräch reflektiert worden ist.

Folgt man dem Hinweis des Romans, den Eduard am Schluß des fünften Kapitels gibt, wenn er Charlotte als sein "A und O!" (Goethe, *Wahlverwandtschaften*, I/5, 324) bezeichnet, und ordnet ihm entsprechend die Buchstaben A-B-C-D der Formel O-T-T-O zu, ist diese dritte Möglichkeit allerdings gleichzeitig die einzige mögliche Umgruppierung, nach der sich das Gesetz der Formel "O-T-T-O" buchstäblich erfüllen kann, ohne daß diese zerstört wird:

"Das chemische System von vier individuellen Elementen hat sich jetzt geschlechtsspezifisch vereinfacht: beiden Frauen ist das O gemeinsam [...], den Männern das T. Die erste Gruppierung fügte sich zum Namen Otto (OT-TO), die zweite, fälschlich vorhergesagt, würde ihn sinnlos auflösen (OO-TT) [...], während die dritte des Tausches der Partner den alten Wortlaut restituiert (OT-TO). OTTO bietet also im Übergang von Fall 1 zu Fall 3 die Möglichkeit, die geschlechts- und buchstabengleichen Elemente auszuwechseln (Charlotte gegen Ottilie, Eduard gegen den Hauptmann) und dennoch die im Namen ausgesprochene Sinnstruktur beizubehalten. AB-CD wird ebenso wie AC-BD von der Form OT-TO gedeckt. Es sind demnach Valenzen des Namens, welche die Realisierung der 'chemischen Gleichnisrede' und damit den Schicksalsnexus der Romanfiguren entscheiden". (Schlaffer 92-93/216)

Alles Folgende ergibt sich zwingend aus der Formel "O-T-T-O", die als unvollständiges Palindrom ebenso alle Vermittlungsversuche zwischen den beiden Paaren zum Scheitern verurteilt, wie ihrer Symmetrie die zweigeteilte, durch parallele und spiegelbildliche typologische Entsprechungen abgestützte Konstruktion des Romans in zweimal achtzehn Kapiteln folgt, die mit der Vierzahl ihrer Elemente und der Achtzahl ihrer italienischen Bedeutung spielt. Das Gesetz der Wahlverwandtschaften, das im vierten Kapitel des ersten Teils thematisiert wird, erfüllt sich im achten Kapitel des ersten Teils. Der imaginären Versuch von Eduard und Charlotte, sich im Realen über die symbolische Ordnung hinwegzusetzen, führt zu

“einem doppelten Ehbruch” (Goethe, *Wahlverwandschaften*, II/13, 495) in der Phantasie – “Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele” (ebd., I/11, 364) –, dem das Unmögliche entspringt, Otto, ein Kind, das im achten Kapitel des zweiten Teils zur Welt kommt und als Unmögliches schon bei seiner Geburt zum Tod verurteilt ist; die Monstruosität dieses Versuchs kommt in Ottos ‘doppelter Ähnlichkeit’ zum Ausdruck: “Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottilies Augen unterscheiden” (ebd., II/11, 485).

Das chemische Gleichnis der “Wahlverwandschaften” ist also ein Ausdruck für den vergeblichen Versuch der Figuren, den Diskurs der Liebe metaphorisch durch den naturwissenschaftlichen Diskurs der Chemie zu beherrschen. Denn auch die Liebe – Lacan hat dies in seinem Seminar über die Übertragung gezeigt⁴ – ist eine Metapher; die Proportion $A:B = C:D$, welche die narzißtische Illusion der Figuren von Goethes *Wahlverwandschaften* nährt, sich als Liebender, dem etwas fehlt, an die Stelle des andern, den andern als Geliebten, der Erfüllung verspricht, an die eigene Stelle setzen zu können, um sich durch ihn und ihn durch sich vervollständigt zu sehen, erinnert nicht zufällig an Aristoteles’ Metapher nach der Analogie: “Unter einer Analogie verstehe ich eine Beziehung, in der sich die zweite Größe zur ersten ähnlich verhält wie die vierte zur dritten. Dann verwendet der Dichter statt der zweiten Größe die vierte oder statt der vierten die zweite [...]. So verhält sich z.B. eine Schale ähnlich zu Dionysos wie ein Schild zu Ares; der Dichter nennt also die Schale ‘Schild des Dionysos’ und den Schild ‘Schale des Ares’. Oder: das Alter verhält sich zum Leben, wie der Abend zum Tag; der Dichter nennt also den Abend ‘Alter des Tages’, oder, wie Empedokles, das Alter ‘Abend des Lebens’ oder ‘Sonnenuntergang des Lebens’” (Aristoteles 69). Goethe selbst hat immer wieder die “*Unzulänglichkeit der Sprache*” sprach- und erkenntniskritisch reflektiert. Am 11. März 1816 etwa schreibt er an Schultz: “so habe ich doch aufs deutlichste begreifen lernen, daß die Sprache nur ein *Surrogat* ist, wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt, oder das, was uns von aussen anregt, ausdrücken wollen. – Auf meinen Wegen bin ich dieser *Unzulänglichkeit der Sprache* nur allzu oft gewahr geworden und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen” (zit. nach Pörksen 299). Und

gegen Ende der gleichzeitig mit den *Wahlverwandtschaften* entstehenden *Farbenlehre*, in der "Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie" hält er fest: "Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke" (zit. nach Pörksen 298). Genau darin liegt die Verfehlung der Figuren in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*. Keine von ihnen rechnet mit den unbeherrschbaren Ambivalenzen, den unzählbaren Zufällen und dämonischen Zweideutigkeiten einer durch Sprache vermittelten Liebe, die sich Gleichnissen und Analogien bedient. Darin liegt letztlich das Verhängnis. Doch die Voraussetzungen einer Metapher nach der Analogie wie die "Wahlverwandtschaften", durch die Eduard, Charlotte, der Hauptmann und Ottilie ihrer Liebe Ausdruck geben, sind metonymische Paare: Die Schale ist ein Teil von Dionysos, wie der Schild ein Teil von Ares ist; das Alter ist ein Teil des Lebens, wie der Abend ein Teil des Tages ist. Die Metonymie aber, mit der die Figuren nicht rechnen, enthält als rhetorischer Tropus der Berührung und der Verkettung etwas Gleitendes, Unverfügbares, das nicht festgehalten werden kann, und das Wasser, das metonymischste unter den Elementen, fordert sein Recht: Erst muß Otto ertrinken, der narzißtische Teil im Namen aller vier Figuren untergehen, damit sie zur Ernüchterung finden. Vor diesem Unglück folgt ihre Liebe blind dem Gesetz der Wahlverwandtschaften, ohne darin als Metapher der Metapher die Metapher ihrer Liebe erkennen zu können. Erst das Wasser, der Wasserspiegel reflektiert die narzißtische Selbstverblendung der Figuren, die ihnen verwehrt, ihre Liebe zueinander mit Unwägbarkeiten zu verbinden. Alle vier Figuren sind Gefangene einer Lebenseinstellung, die sie vor Unwägbarkeiten schützen soll: Eduard ist gewohnt, daß sich der Lauf der Dinge nach seinen Wünschen richtet; Charlotte lebt in unanfechtbaren Erinnerungen; der Hauptmann ist ein in der modernen Verwaltungslehre der Policywissenschaften geschulter Bürokrat von Naturereignissen und Gefühlen, und Ottilie opfert sich auf, um alle Unwägbarkeiten vorwegzunehmen. Alle vier Figuren sind dem Land verbunden, das sie befestigen wie die Parkanlagen oder die Dämme, die sie vor dem Wasser schützen sollen. Auf hoher See wüßten sie sich nicht zu behaupten.

Doch das Wasser ist im Alterswerk von Goethe, wie gesagt, ein ambivalentes Element. So gibt es einen Text, der sich spiegelverkehrt zum

Roman verhält, die gleichzeitig mit den *Wahlverwandtschaften* entstandene Novelle "Der Mann von funfzig Jahren". Hier sind es gerade die Unwägbarkeiten eines Dammbbruchs und einer Überschwemmung, welche die Liebenden miteinander verbinden. Womit niemand rechnen konnte, ein Unwetter mit anschließendem Frost, trägt die Liebe zwischen Flavio und Hilarie, die durch ihre Selbstverblendung getrennt waren:

"Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein dunkler See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere und kleinere Besitztümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten". (Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* 478-479)

Noch ehe sich das Wasser verlaufen kann, gefriert es und bildet eine große, alles miteinander verbindende Eisfläche, auf der die beiden jung Verliebten Schlittschuh laufen:

"Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer auf's Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel, man floh sich um sich einander augenblicks wieder zu finden". (ebd. 480-481)

Der vorliegende Text wurde auf Einladung von Prof. Reimar Klein am 13. Mai 1996 am Istituto Universitario di Lingue Moderne, Feltre, und am 14. Mai 1996 an der Università degli Studi di Trieste im Rahmen seiner Vorlesung über "Das Wasser in der Literatur" als Vortrag gehalten.



- 1 Wieland nimmt hier eine Forderung der strukturalen Textanalyse vorweg, die zwischen der anekdotischen und der akribischen Lektüre unterscheidet (vgl. Barthes, *Die Lust am Text* 19-20); diese zeichnet sich gegenüber jener durch wiederholte Lektüre aus: "wer es vernachlässigt, wiederholt zu lesen, ergibt sich dem Zwang, überall die gleiche Geschichte zu lesen" (Barthes, *SZ* 20).
- 2 Vgl. Freud, "Psychoanalytische Bemerkungen" 139: "Die psychoanalytische Untersuchung der Paranoia wäre überhaupt unmöglich, wenn die Kranken nicht die Eigentümlichkeit besäßen, allerdings in entstellter Form, gerade das zu verraten, was die anderen Neurotiker las Geheimnis verbergen."
- 3 Zur Etymologie dieses Namens, der sich – analog zu Edward im Angelsächsischen – auf das althochdeutsche Wort "ot (od)" zurückführen läßt, das soviel bedeutet wie Besitz oder (Erb-)Gut, vgl. Nemeč 55-56.
- 4 Vgl. Lacan, "La métaphore de l'amour" 53: "L'amour comme signifiant - car pour nous, c'en est un, et ce n'est que cela –, l'amour est une métaphore - si tant est que la métaphore, nous avons appris à l'articuler comme substitution. / [...] C'est en tant que la fonction de l'*érestès*, de l'aimant, pour autant qu'il est le sujet du manque, vient à la place, se substitue à la fonction de l'*érôménos*, l'objet aimé, que se produit la signification de l'amour".

Opere citate, Works Cited



Zitierte Literatur



- Adler, Jeremy. "Eine fast magische Anziehungskraft". *Goethes "Wahlverwandtschaften" und die Chemie seiner Zeit*. München: C. H. Beck, 1987.
- Allemann, Beda. "Zur Funktion der chemischen Gleichnisrede in Goethes Wahlverwandtschaften". In Günther, Vincenz J. u.a. (Hrsg.). *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1973: 199-218.
- Aristoteles. *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1982.
- Barthes, Roland. *Die Lust am Text* (1973). Aus dem Französischen übersetzt von Traugott König. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1974.
- . *S/Z* (1970). Aus dem Französischen übersetzt von Jürgen Hoch. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1976.
- Benjamin, Walter. *Briefe 2*. Herausgegeben von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1978.
- . "Goethes Wahlverwandtschaften" (1924/25). In Benjamin, Walter. *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1980. Band I/1: 123-201.
- Binder, Wolfgang. "Goethes Vierheiten". In Stefan Sonderegger, Alois M. Haas und Harald Burger (Hrsg.). *Typologia litterarum*. Zürich: Atlantis Verlag 1969: 311-323.
- de Man, Paul. *Allegorien des Lesens* (1979). Aus dem Englischen übersetzt von Werner Hamacher und Peter Krumme. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag 1988.
- Derrida, Jacques. "Der Entzug der Metapher" (1979). Aus dem Französischen übersetzt von Alexander G. Düttmann und Iris Radisch. In Volker Bohn (Hrsg.). *Romantik - Literatur und Philosophie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag 1987: 317-355.
- Freud, Sigmund. *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* (1905). In Freud, Sigmund. *Studienausgabe*. Herausgegeben von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982. Band IV: 9-219.
- . "Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen

- Fall von Paranoia (Dementia paranoides)" (1911). In Freud, Sigmund. *Studienausgabe*. Band VII: 134-203.
- Fries, Thomas. "Die Reflexion der 'Gleichnisrede' in Goethes Wahlverwandtschaften". In Fries, Thomas. *Die Wirklichkeit der Literatur. Drei Versuche zur literarischen Sprachkritik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1975: 90-130.
- Goethe, Johann Wolfgang von. *Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman* (1809). In Goethe, Johann Wolfgang von. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Band 9: "Epoche der Wahlverwandtschaften 1807-1814". Herausgegeben von Christoph Siegrist, Hans J. Becker, Dorothea Hölscher-Lohmeyer, Nobert Miller, Gerhard H. Müller und John Neubauer. München-Wien: Carl Hanser Verlag 1987: 283-529.
- . "Versuch einer Witterungslehre 1825". In Goethe, Johann Wolfgang von. *Die Schriften zur Naturwissenschaft*. Herausgegeben von K. Lothar Wolf u.a.. Erste Abteilung: Texte. Elfter Band: Aufsätze, Fragmente, Studien zur Naturwissenschaft im allgemeinen. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 1970: 244-268.
- . *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Herausgegeben von Gerhard Neumann und Hans-Georg Dewitz. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1989.
- Härtl, Heinz (Hrsg.). "*Die Wahlverwandtschaften*". *Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808-1832*. Weinheim: Acta humaniora, 1983.
- Lacan, Jacques. "La métaphore de l'amour" (30 novembre 1960). In Lacan, Jacques. *Le Séminaire. Livre VIII: Le transfert (1960-1961)*. Texte établi par Jacques-Alain Miller. Paris: Le Seuil, 1991: 49-64.
- . "Vorwort zur deutschen Ausgabe meiner ausgewählten Schriften - (notwendig bezogen und gestützt auf den Übersetzer)" (1973, 1975). Aus dem Französischen übersetzt von Norbert Haas und Chantal Creusot. In Lacan, Jacques. *Schriften II*. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas. Olten-Freiburg/Br.: Walter-Verlag, 1975: 7-14.
- Miller, J. Hillis. "A 'buchstäbliches' Reading of The Elective Affinities". *Glyph. Johns Hopkins Textual Studies* 6 (1979): 1-23.
- Muschg, Walter. "Goethes Glaube an das Dämonische". *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 32 (1958): 321-343.
- Nemec, Friedrich. *Die Ökonomie der "Wahlverwandtschaften"*. München: Wilhelm Fink Verlag, 1973.
- Nisbet, H. B. "'Das Dämonische': On the Logic of Goethe's Demonology". *Forum*

- for *Modern Language Studies* 7 (1971): 259-281.
- Pörksen, Uwe. "Goethes Kritik naturwissenschaftlicher Metaphorik und der Roman 'Die Wahlverwandtschaften'". *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 25 (1981): 285-315.
- Puszkar, Norbert. "Dämonisches und Dämon: Zur Rolle des Schreibens in Goethes Wahlverwandtschaften". *The German Quarterly* 59 (1986): 414-430.
- Ritzenhoff, Ursula (Hrsg.). *Erläuterungen und Dokumente zu Johann Wolfgang Goethe, "Die Wahlverwandtschaften"*. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1982.
- Schlaffer, Heinz. "Namen und Buchstaben in Goethes 'Wahlverwandtschaften'". *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 7 (1972): 84-102; erweiterter Widerabdruck in Bolz, Norbert W. (Hrsg.). *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim: Gerstenberg Verlag, 1981: 211-229.
- Thadden, Elisabeth von. *Erzählen als Naturverhältnis – "Die Wahlverwandtschaften". Zum Problem der Darstellbarkeit von Natur und Gesellschaft seit Goethes Plan eines "Roman über das Weltall"*. München: Wilhelm Fink Verlag, 1993.
- Treumann, Rudolf. *Die Elemente. Feuer, Erde, Luft und Wasser in Mythos und Wissenschaft*. München-Wien: Carl Hanser Verlag, 1994.
- Weber, Samuel. "tertium datur". In Kittler, Friedrich A. (Hrsg.). *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*. Paderborn-München-Wien-Zürich: Ferdinand Schöningh, 1980: 204-221.
- Wiethölter, Waltraud. "Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften". *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 56 (1982): 1-64.